



Abend-

Zeitung.

187.

Freitag, am 6. August 1830.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Verantw. Redacteur: C. S. F. Winkler [Ed. Hell.]

Der Harfner und sein Kind.

(Fortsetzung.)

2.

Dort war noch bis gegen Abend wacker Scharmuzirt worden. Die markgräflichen Konstabler hatten ihr schwer Geschütz auf den Domthurm gerichtet und manche Kugel der Feldschlange zugeschießt, welche die Magdeburger auf diesen Thurm gebracht und von daher die feindlichen Schanzen beschossen hatten. Aber ehe es noch zu dämmern begann, kam der Befehl, mit Schießen einzuhalten, da die Unterhandlung zur Uebergabe ihrem Ende nahe wäre und Markgraf Albrecht wurde eingeladen, nach der Neustadt zu kommen, wo Kurfürst Moritz von Sachsen, wenn er im Lager gegenwärtig war, sein Quartier hatte.

Markgraf Albrecht, dem die Belagerung dieser Stadt schon viel zu lange gedauert hatte, war über diese Nachricht nicht ungehalten und machte sich sogleich auf den Weg. Er fand schon die Kriegsobersten versammelt, denen der Kurfürst die Capitulationpunkte, welche er den Magdeburgern zu bewilligen gedachte, vorlegte und die auch allgemein als den Umständen angemessen befunden wurden, nur Lazarus Schwendi, der als kaiserlicher Commissarius dem Kurfürsten beigegeben war, meinte, es wäre hierbei nicht genug für das Ansehen des Kaisers und zu wenig für die Kriegskente gesorgt und nicht hinlänglich darauf Bedacht genommen, daß sie ihren rückständigen Sold

baar ausgezahlt bekämen. Kurfürst Moritz lächelte. — Alter Kriegsgesell! — sagte er mit der ihm so eignen Huld — Fürchte nicht, daß ich Deine Fahnen vergesse, sie sollen im Thüring'schen gute Winterquartiere und im Frühjahr ihren Sold haben, wer weiß, wozu sie der Kaiser dann gebraucht! — Schwendi, vielleicht den Sinn dieser Worte ahnend, beruhigte sich bei diesem Versprechen und so trennte man sich zufrieden, nur der Markgraf blieb auf des Kurfürsten Bitte zurück.

— Markgraf Albrecht! — begann dieser — Wir haben nun schon lange in treuer Freundschaft und Verbindung mit einander gelebt, zogen vereint gegen Heinrich von Braunschweig, gegen Friedrich von Sachsen und stehen jetzt als Waffengefährten vor dieser Stadt. Gleich an Jahren, sind wir auch gleich in Gesinnungen. Ihr seyd der reinen Lehre mit ganzem Herzen zugethan, seyd krieglustig wie ich, und so dünkte ich, wir schlossen bei einem Becher Wein als Fürsten, als Feldobersten und mehr noch als Deutsche einen festen und ewigen Freundschaftsbund, oder erneuerten vielmehr den alten. Wenn zwei Männer wie wir zum Schutz deutscher Nation und ihrer Freiheit vereint auftreten, wer kann ihnen, wer kann dem Vaterlande Etwas anhaben? Schlagt ein, Markgraf! Friede und Freundschaft für immer!

Mit Freuden! — erwiderte Markgraf Albrecht und schüttelte treuherzig des Kurfürsten Hand. — So lange Ihr Euerm Worte treu bleibt, bleibe ich es dem

Meinen; so lange Ihr nicht feindlich gegen mich handelt, bin ich Euer getreuer Bundesgenosse; so lange Euer Wahlspruch Religion und Vaterland ist, werdet Ihr mich stets Euch zur Seite sehen. Aber — setzte er mit seiner gewohnten Freimüthigkeit hinzu — ist dem so, wie Ihr vorher mir sagtet, daß Ihr Euerm Glauben von ganzem Herzen zugethan wäret, woran jedoch seit der Mühlberger Schlacht mancher Zweifel in mir aufgestiegen ist, so sagt mir nun eigentlich, was Euch vor Magdeburg geführt hat?

Der Kurfürst schwieg und schien die Antwort zu überlegen.

Ich weiß wohl, daß Ihr die nämliche Frage auch mir thun könntet, — fuhr der Markgraf mit seiner Lebhaftigkeit fort — allein ich stehe, wie Ihr wißt, in des Kaisers Dienst, meine Verpflichtung geht erst mit der kommenden Weihnacht zu Ende und die Reiter, die ich Euch zugeführt, sind in des Kaisers Sold. Ihr aber seyd ein unabhängiger Mann, ein mächtiger Fürst, Euer Wort hat Gewicht und Euch bindet keine Verpflichtung.

Sind die Capitulationpunkte, die ich den Magdeburgern bewilligt habe, nicht mild? — fragte der Kurfürst statt Antwort. — Berühren sie Einschränkungen der Religion, oder ihrer städtischen Freiheiten? War es für unsere Glaubensbrüder nicht besser, ich zog vor ihre Mauern, als wenn Heinrich von Braunschweig, oder gar ein Alba den Befehl des Belagerungsheeres übernommen hätte? — Die Stadt wäre dann in Flammen aufgegangen, nun ist sie gerettet. — Wetter! — sagte er, des Markgrafen Hand traulich fassend — Oft gebietet Klugheit dem Kräftigsten, sich vor den Verhältnissen zu beugen! Glaubt es mir, wer dem Schicksal stets die Brust darbietet, sei der schützende Panzer auch noch so gut, der Pfeil trifft doch endlich den verwundbaren Fleck. — Was haltet Ihr von dem französischen König? fragte er jetzt, dem Gespräche eine andere Richtung gebend.

Hm! — erwiederte der Markgraf — Mich dünkt er weniger ritterlich als sein Vater.

Aber auch fester, beharrlicher als dieser! — fuhr der Kurfürst fort. — Ein Bündniß mit ihm könnte deutscher Freiheit nur nützen und ein Schutz gegen spanische Anmaßung seyn.

Und im unglücklichsten Falle uns einen Zufluchtort bieten! — fiel der Markgraf ein, dem seine lebhafteste Einbildkraft alles schnell auffassen ließ. — Aber wie kommt Ihr auf dieß Thema? — lenkte er, sich

besinnend, ein. — Wollt Ihr, der gegen Jedermann so verschlossen ist, durch zutrauliche, verfängliche Reden mein Herz öffnen und meine Treue an Kaisers Majestät auf die Probe stellen? Gebt Euch deshalb keine große Mühe; Albrecht von Brandenburg macht aus seinem Herzen kein Hehl, fragt ihn offen und er antwortet Euch eben so!

Nun dann! — sagte der Kurfürst, ihm näher rückend. — Seyd Ihr dem Kaiser mit Leib und Seele so ganz von Herzen zugethan? — führt Euch persönliche Neigung in seine Dienste, oder hattet Ihr anderen Zweck, als Ihr sein Feldoberster wurdet?

Ich bin nie und in keiner Lage des Lebens gern der Diener eines Andern, — erwiederte der Markgraf — am liebsten folge ich der Stimme, die in mir gebietet und fremder Wille und Uebergewicht, und wäre es das meines Freundes, ist mir lästig und unerträglich. — An Karl des Fünften Hof erzogen, führte mich Gewohnheit und die Neigung zum Krieg in seine Dienste, nicht persönliche Anhänglichkeit, denn der Mann ist mir zu kalt, zu bedacht. So bin ich meiner ersten Laufbahn gefolgt, weil ich nirgend mehreren Kriegerruhm und bessern Vortheil zu finden wußte. Aber lügen würde ich, wollte ich sagen, daß ich an des Kaisers Thun und Treiben Gefallen fände, besonders seit der Mühlberger Schlacht, von der ich fast glaube, es wäre für Deutschland besser gewesen, sie wäre nicht geschlagen. Sein Benehmen gegen den gefangenen Kurfürsten, sein unkaiserliches, wortbrüchiges Verfahren gegen den Landgrafen, muß das Herz jedes deutschen Fürsten empören —

Wie um so mehr das Meine! — fiel ihm der Kurfürst in die Rede. — Ich verbürgte mich, des Kaisers Wort vertrauend, bei dem Landgrafen, meinem Schwiegervater, versicherte ihm frei Geleit und der ehrwürdige Fürst sitzt in Flandern gefangen wie ein gemeiner Verbrecher; meine Bitten blieben fruchtlos. Der Kaiser wähnt, Deutschlands Fürsten wären so schwach, daß er nicht auf sie zu achten brauche, er meint, sie wären spanische Granden, wohl gar seine neapolitanischen Herzöge, die mit ihrem Titel und ihrem Prunk wie gebeugte Sklaven an des Spaniers Throne stehen, und Hoffschranzen, aber keine Männer sind. So tief wie jene, möchte er auch uns stellen.

Das wird, das soll ihm nicht gelingen! — fuhr der Markgraf heftig auf, schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Becher zusammenstießen. — So tief beugt er uns nicht, der alte Herr! So wahr ich ein Hohenzoller bin!

Ueberdies — fuhr Moriz fort — ist das Interim ein Greul, ein Zwitterding, nicht katholisch, nicht protestantisch. Wir Beide mußten es leider, durch Umstände gezwungen, annehmen und ganz Deutschland feindet uns deshalb an. Die Katholischen finden darin für ihre Religion nichts gewonnen, für ihre Freiheit viel verloren; die Protestanten sehen in uns die Verräther unsers Glaubens.

Und haben nicht Unrecht! fiel ihm der Markgraf in die Rede.

Deshalb, Vetter, müssen wir uns, und wäre es mit einem Gewaltstreiche, von diesem Flecke zu reinigen suchen.

Ein Gewaltstreich? — rief der Markgraf freudig auf. — Da bin ich dabei!

Ahnet Ihr nun, weshalb ich vor Magdeburg zog? — Doch, noch ist mein Plan nicht reif, deshalb bleibe er in meiner Brust verschlossen — Zu seiner Zeit und bald ein Mehres!

Und warum nicht jetzt? — sagte der Markgraf empfindlich. — Seht Ihr Mißtrauen in meine Verschwiegenheit, in mein Wort?

In Euer Wort nie, lieber Vetter! — sagte der Kurfürst beschwichtigend. — Wohl aber in Eure Ráthe, Ihr habt da einige um Eure Person, denen ich nicht so ganz traue, der Wilhelm von Grumbach zum Beispiel —

Das ist ein kluger, gewandter Mann! — fiel der Markgraf ein — ein Mann, auf dessen Anhänglichkeit ich sicher bauen kann!

Kurfürst Moriz schüttelte bedenklich den Kopf.

Vetter! — sagte er — der Mann ist klug, verschlagen, er weiß zu überreden und ist sicher zu jeder Unterhandlung brauchbar, aber mich dünkt, er ist kein Ehrenmann und wo ich den nicht finde, da bin ich karg mit meinem Vertrauen.

Und wo ich Zuneigung finde, da bin ich damit freigebig! — nahm Albrecht das Wort. — Seht, hierinnen sind wir, sonst so gleichgestimmt, doch sehr verschieden.

Und noch in einem Punkte! sagte der Kurfürst lächelnd.

Der wäre? fragte der Markgraf neugierig.

Bei den Frauen! — sagte Moriz, der dem Gespräche eine andere Wendung geben wollte. — Kaum zwanzig Jahre alt nahm ich ein Weib und Ihr —

Ich liebe die Weiber, doch nicht die Ehe! — nahm der Markgraf das Wort. — Mein ungebunde-

ner, freier Sinn mag keine Fesseln tragen und wären sie auch rosig, wie man zu sagen pflegt. Minne, Wein und Gesang, das sind die drei Göttinnen, denen ich, wenn die Kriegstrommete schweigt, von ganzer Seele huldige. Aber der Minne muß ich Valet sagen können, wenn sie mich langweilt, den Becher wegsetzen dürfen, wenn der Wein mir nicht mehr mundet, und den Gesang? — I nun, wenn mein Meistersänger sein Lied anstimmt und ich in die Melodie einfalle, mag es dauern so lange es will, es erhöht meine Freude und verscheucht meinen Unmuth. Hätte ich aber ein Weib, müßte ich sie lieben Zeit meines Lebens, und das wäre ein langweilig Ding, dürfte den Becher nicht immer leeren und füllen, wenn es mir beliebte, und das wäre ärgerlich, und sollte mir mein Meistersänger ein Kriegeklid singen, wolte sie vielleicht, daß es ein Minnelied sey. — Nein, nein! mein Geist schmiegt sich nicht in fremden Willen und in irgend eine Fessel, und überdies ist der Ehestand des Soldaten Grab, das Weib begleitet ihn in's Feldlager, nur an sie, nur an die Kindlein denkend, sehnt er sich heim.

Ei, ei! — unterbrach ihn der Kurfürst — Wie würde Euch meine Agnes zürnen, hörte sie die frevelnden Worte. Aber liebt nach Eurer Weise, trinkt den vollsten Becher leer und laßt Euch von dem ehrbarsten steifen Nürnberger Reimschmidt ein Kriegeklid singen, das Euerem Geiste und Eurer Brust gewiß kräftiger entströmen würde, was kümmert das mich? Gehen wir doch einen Weg und haben wir doch ein edles Ziel vor Augen: Deutschlands Ehre und unsers Glaubens Wohl! — und die Erhaltung unserer fürstlichen Würde und Rechte! setzte er bedeutsam hinzu.

Albrecht reichte ihm noch einmal die Hand und schüttelte sie ihm nach seiner treuherzigen Weise.

So sprech' auch ich! — sagte er dann. — Möge ein Jeder sein Glück finden, wo er es sucht, heißt es nur, wenn es das öffentliche Wohl gilt: Ein Wort, ein Mann!

Sie trennten sich nun, fester noch in Freundschaft und Eintracht vereint, obgleich der Markgraf doch in etwas verdrießlich war, daß der Kurfürst seinen Plan vor ihm noch verborgen hielt, denn ihm war diese Art Mißtrauen fremd. Ueberhaupt kam ihm des Kurfürsten Benehmen während der ganzen Zeit der Belagerung so geheimnißvoll vor, daß er trotz der lange bestandenen Freundschaft kein rechtes Vertrauen mehr zu ihm fassen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Hamburg.

(Beischluß.)

Wir haben ganz vergessen zu erzählen, daß die Schülerin der Mad. Catalani, Mad. Corri-Paltoni, im April zwei Concerte im Apollosaale gegeben hat, die nicht eben stark besucht worden. Wir konnten, den Zeitungspfeifen nicht vertrauend, diese Sängerin weder in Stimme, noch im Vortrage ausgezeichnet finden; dagegen lernten wir in ihrem Gemahl einen braven Sänger für Puffo-Partieen kennen, der mit einem artigen Bariton einen sehr gefälligen Vortrag zu verbinden weiß.

Wir bemerken so eben, daß wir dieses Mal nur vom Theater geredet haben, das uns so reichen Stoff darbot; zugleich sehen wir auch, daß unser Bericht eine bedeutende Länge gewonnen hat, und behalten daher eine Erwähnung der vielen Schenswürdigkeiten u. s. w. unserem nächsten vor.

X. X.

Hannover'sche Chronik.

Junius 1830.

Wir haben Paganini gehört! — das ist zum Freudengruß der Hannoveraner geworden, und nicht die Enthusiasten allein rufen: „Nun wollen wir gern sterben, denn wir sahen Kanaan!“ sondern selbst mancher Kühlere schwört: Er müsse die Erinnerung nicht um viele Hunderte! — Es ist doch wirklich etwas Großes um die Kunst und ihre Meisterschaft, denn obgleich der italische Geiger ganz allein mit seiner Violine auf dem ordinären Postwagen ankam, so glich sein Erscheinen dennoch dem Triumphzuge eines Königs oder siegreichen Feldherrn, das Volk lief zusammen, den todbleichen, dünnen Mann mit dem langen Schwarzhaar und den tiefen Feuerblicken zu sehen, und sein Gasthof wurde belagert, die öffentliche Tafel, an welcher er mit großem Appetit der deutschen Kost zusprach, füllte sich mit Zudringlichen aller Klassen, die mit den albernsten Fragen ihm oft die leckerste Schüssel verdarben.

Ein Urtheil über ihn abgeben, der neben der Catalani und Sontag sich einen Weltnamen errungen, ja wahrlich, das ist so leicht nicht, obgleich hundert Scribenten bereits über ihn zahllose Federn zerschrieben und schwarze Dintenmeere vergeudet haben. Als Violinist ist er mit keinem Meister unserer Zeit vergleichbar, er steht allein, ein seltenes Meteor am Kunsthimmel. Betrachten wir ihn als executirenden Künstler, so können wir nur sagen, er hat sich eine neue Schule erschaffen, die aber, eben so wie die Rossini'sche Musikschule hundert leere Kehlen vor der Zeit zu Grabe singt, auch hundert junge Geigenpieler zum Wahnsinn spielen möchte, ehe sie nur bis zur Schwelle seiner Meisterschaft gelangen dürften. Er spielt nicht auf der Geige, sondern er spielt mit der Geige. Seine Fertigkeit gränzt an das Wunderbarste. Das Instrument ist ein Glied seines Leibes, die Töne sind unwillkürliche Klänge seiner Seele, die wie Gedanken und Gefühle aus seinem Innersten geboren werden ohne Anstrengung, ohne Kraftaufwand. Er ist

nicht Violinist, sondern ein sublimer Poet, die Geige seine Zunge, die seine geniale Dichtung laut werden läßt.

Das Gerücht spricht von einem langen, einsamen Kerkerleben, das ihn betroffen. Seit wir ihn hörten, glauben wir daran. Wer kennt nicht die seltsamen Schnigarbeiten, Holzbecher voll der feinsten Miniaturbilder, Löffel, Tassen, ganze Gemälde voll zahlloser Figuren, wie sie aus Mönchkloöstern hervorgehen? Wer sah nicht schon die dicken geschriebenen Legendenbücher, wo jeder große Anfangsbuchstabe ein kleines, feingemaltes Gemälde bildet, Portrait oder Landschaft, oder christliches Glaubenssymbol, und an welchen der Eremit oder Mönch viele Jahre mit Geduld zu schreiben und zu zeichnen hatte?

Endlose Einsamkeit, ewige Langweile wurden die Schöpfer solcher Kunstwerke; der Vorfertiger hatte nicht die Vollendung seines Werks als Zweck vor Augen, die Arbeit selbst, die Tödtung der Zeit durch sie ward sein Zweck, und darum würde kein Meister der Welt solche mikroskopische Kunstfächer nachmachen können und wollen.

So scheint auch Paganini's fast außer menschlichem Vermögen, außer menschlichen Begriffen liegende Kunstfertigkeit geboren zu seyn, die freilich in ihm Genialität und Originalität vorfinden mußte, und eben daher wird es schwer bleiben, ihm etwas abzustehlen und es möchte ihm selbst schwierig werden, sich Schüler zu erziehen.

Betrachten wir den Wundermann anderseits als Componisten, so steht er hier eben so absonderlich und fast einzig unter seinen Zeitgenossen da. Mehrere poetische Journalisten hatten in seinem Reußern etwas Diabolisches, Vampyr-artiges finden wollen, singirten in ihm einen bösen Geist, der durch seine Musica die Menschen bespöttele, höhnisch die Herzen schmelze, verwunde und zerreiße, wie es ihm beliebt. Uns kam er vor wie ein Leidender, dem der tiefe, ewige Wurm am Herzen frist, den ein unvergesslicher, gräßlicher Gram das innere Saitenspiel zerriß, und der, was er nicht sagen kann und darf, in Harmonieen und Disharmonieen regellos und dennoch wahr und naturgemäß aushaucht. So erklärt sich die einzige Weise seiner Composition, die keiner Regel, keinem Gesetze der Kunst und Schulen sich unterwirft und doch so anspricht und hinreißt, da sie nur dem Gesetze der Natur, wenn auch einer gar individuellen, Folge leistet.

Paganini gab zwei Concerte im Theater bei überdoppelten Preisen und bei ausgeräumtem Orchester. Das erstere Mal war der Drang zu der Kasse ein wahres Sturmlaufen, man raufte sich auf den Gängen, ein junger, feiner Mann ward ohnmächtig und mit zerfetzten Kleidern heraufgeschleppt. Selbst hinter den Coulissen und auf der Bühne sah man zwischen den Musikern Zuhörer, die im weiten Hause keine Stelle mehr leer gefunden. Der Applaus erschallte ungeheuer, die Bravo's klangen wie das Mordio eines rebellischen Volkes, und sogar einige Viva's begrüßten ihn in seiner Muttersprache.

Am ersten Abende spielte er ein großes Concert in drei Theilen, dann eine Sonate auf der G-Saite über die *preghiera* und ein Thema aus Moses mit Variationen; zuletzt Variationen auf die neapolitanische Canzonetta: *Oh Mamma, Mamma!*

(Die Fortsetzung folgt.)